

Noah Lindholm

Leseprobe - Wo Gott beginnt

Ein Roman über Giordano Bruno und die
Wahrheit, die in allem lebt

Hinweis für den Leser

Dieses Buch erzählt zwei Leben parallel. Eines spielt 1600, in einer Zelle in Rom. Eines spielt 2026, in einer Wohnung in München. Sie treffen sich nie. Sie sind trotzdem dieselbe Geschichte.

Giordano Bruno wurde am 17. Februar 1600 auf dem Campo de' Fiori verbrannt. Acht Jahre hat die Inquisition versucht, ihn zum Widerruf zu bringen. Acht Jahre hat er nicht widerrufen.

Was er gedacht hat, war seiner Zeit weit voraus. Was er gesagt hat, ist heute aktuell.

Du musst ihn nicht kennen, um dieses Buch zu lesen.

Lies es langsam.

Vorwort

Nach dem Erfolg von Die Seele, die nichts mehr wollte, in dem ich versucht habe, die Welt der Marguerite Porete zugänglicher zu machen, habe ich weitergesucht. Mystiker, deren Schriften ein normaler Leser nicht von alleine öffnet, weil sie verschlossen klingen, ohne es eigentlich zu sein.

So bin ich unter anderem auf Giordano Bruno gestossen.

Mit den Texten der Mystiker und mit dem Gedanken der Nondualität beschäftige ich mich seit Jahren. Es hat mich nicht wieder losgelassen, seit ich zum ersten Mal in einer dieser Schriften den leisen Verdacht hatte, dass dort jemand etwas ausspricht, das ich selbst lange gespürt, aber nie in Worte gefasst hatte.

Bruno hat acht Jahre in einer Zelle gesessen. Acht Jahre wollte die Inquisition, dass er widerruft. Acht Jahre hat er nicht widerrufen. Sein letzter überlieferter Satz an die Richter, bevor sie ihn zum Scheiterhaufen führten, lautete:

„Ihr habt mehr Angst, dieses Urteil zu sprechen, als ich, es anzunehmen.“

Wenn ein Mensch acht Jahre Schlaf, Bücher und Freiheit aushält, statt einen einzigen Satz zurückzunehmen, dann ist dieser Satz wichtig.

Bruno hat gesagt: Das Göttliche ist nicht fern. Es ist da, wo du gerade stehst. In dem, was du anschaust. In dem, was dich anschaut.

Ich habe nicht versucht, ein Buch über Bruno zu schreiben. Ich habe versucht, einen Raum zu öffnen, in dem man ihm

gegenübersitzen kann, ohne dass jemand ihn vorstellt. So, wie man jemanden in einem Café kennenlernt, der einem stundenlang gegenüber sitzt und kein einziges Mal versucht, einen zu überzeugen.

Wenn du das Buch zu Ende gelesen hast, gehört es nicht mehr Bruno. Und auch nicht mehr mir.

Es gehört dir.

Noah Lindholm Frühjahr 2026

Prolog

Luca, Toskana, ca. 1640

Manchmal kam der Geruch zurück.

Verbranntes Holz, Asche, und etwas darin, das kein Holz war. Vierzig Jahre hatten ihn nicht abwaschen können. Heute kam er beim Brotbacken seiner Tochter, einfach so, mitten in den warmen Hefedampf hinein.

Luca stand auf, ging hinaus und setzte sich auf die Bank vor dem Haus. Drei Atemzüge, dann hatte er es wieder. Im Garten quietschte sein jüngster Enkel. Eine Schwalbe schoss tief über den Hügel.

So weit, dachte er. So weit bist du gekommen.

Giacomo kam den Pfad herauf, in jeder Hand einen Krug Wein. Stöhnte sich neben Luca auf die Bank, stellte einen Krug ins Gras, gab Luca den anderen. Sie tranken eine Weile, ohne zu reden.

„Sag mal“, begann Giacomo schliesslich. „Du warst doch in Rom.“

„Acht Jahre.“

„Als was?“

„Wachmann.“

Giacomo nickte zufrieden. Wachmann war ein guter Beruf. Krieg sehen, ohne dabei zu sterben.

„Päpstlich?“

„Päpstlich.“

„Und? Hast du jemand Wichtigen bewacht?“

Luca trank. Trank noch einmal.

„Wichtig genug“, sagte er, „dass acht Jahre nicht gereicht haben, ihn klein zu kriegen.“

Giacomo piffte durch die Zahnlücke, anders als sonst.

Luca sah auf seine Hände. Sie waren alt geworden, ohne ihn zu fragen. Knochige Finger, breite Knöchel. Diese Hände hatten Brot durch ein Gitter geschoben. Diese Hände hatten einem Mann das letzte Wasser gegeben, am Morgen vor seinem letzten Gang.

„Ich habe aufgepasst“, sagte Luca, „dass er nicht flieht.“

„Und? Ist er geflohen?“

„Nie.“ Eine Pause. „Aber ich schon.“

Giacomo hielt den Krug auf halbem Weg zum Mund.

Im Haus stellte Giulietta, Lucas Tochter, einen Wasserkrug ab. Paolo, der ältere Enkel, lachte im Garten. Dieses helle Lachen, das Kinder haben, solange sie noch niemanden sterben gesehen haben.

„Luca“, sagte Giacomo. „Was redest du da.“

„Du hast gefragt.“

„Ich hab gefragt, ob er geflohen ist. Nicht ob du auf den Mond geritten bist.“

„Nenn es, wie du willst.“

Matteo kam um die Hausecke geflitzt, das Holzschwert in der einen, einen halben Apfel in der anderen Hand. Kletterte auf Lucas Schoss, verteilte Apfelsaft in Lucas Hemd und war eingeschlafen, bevor Luca die Hand auf seinen kleinen warmen Rücken legen konnte. So ging das mit sechsjährigen Menschen.

Luca spürte den Atem gehen. Ein. Aus. Ein.

„Wer war es?“, fragte Giacomo leise. Anders leise als vorher. „Dieser Gefangene.“

„Niemand, von dem du gehört hast.“

„Du hast ihn acht Jahre lang gesehen?“

„Ja.“

„Und er hat irgendwas mit dir gemacht. Damit du flüchten musstest.“

Luca schluckte. Sein Hals wurde dick und wieder weit.

„Er hat mir gezeigt, wo es ist.“

„Wo was ist?“

Luca zeigte mit dem Kinn auf den Hügel, auf die erste Zypresse, auf den Krug in Giacomos Hand, auf das schlafende Kind in seinem Arm.

„Das, wonach mancher sein Leben lang in den falschen Räumen sucht.“

Giacomo schwieg lange. Trank. Schaute. Dann, völlig ernst:

„Luca. Du redest wie einer, der zu lange in der Sonne war.“

Luca lachte. Nur ein Schnauben durch die Nase. Aber zwei Tränen liefen ihm in den grauen Bart. Matteo murmelte im Schlaf. Auf einem anderen Hügel schlug eine Glocke Vesper.

„Ja“, sagte Luca. „Vielleicht.“

Giacomo blieb noch eine Weile sitzen, dann ging er, kopfschüttelnd. Luca blieb länger.

Der Himmel wurde dunkel. Und dann wurde er hell in einer anderen Sprache. Ein Stern. Zwei. Zu viele zum Zählen.

Vierzig Jahre, dachte Luca. Und er bewacht mich immer noch.

Hinter einem Gitter, in einer Zelle in Rom, hatte einmal ein Mann genau diesen Streifen Himmel angeschaut. So, wie man jemanden anschaut, dem man etwas glaubt.

Luca schloss die Augen. Der Atem des Kindes ging weiter.

Die Sterne auch.

Kapitel 1 - *Die Zelle*

Es war kein schlechtes Fenster.

Bruno hatte schlechtere gesehen. Das in Venedig war kleiner gewesen und niedriger und hatte nichts gezeigt als nasse Mauer und manchmal eine Möwe, die so verzweifelt aussah, dass er selbst sich auf der falschen Seite des Gitters fühlte. Hier in Rom hatte er einen Streifen Himmel. Etwa eine Handbreit, je nach Tageszeit etwas mehr oder weniger. Manchmal Wolken. Manchmal einen Stern.

Acht Jahre, dachte er. Und dafür bedanke ich mich noch.

Castel Sant'Angelo war im Januar still. Nicht ganz still. Irgendwo tief im Bauch der Festung schlugen Türen, Schritte gingen, einer schrie kurz auf, jemand antwortete leise. Aber hier oben, drei Stockwerke unter den Wachstuben, war es still. Stein. Stroh. Sein Atem. Und dieser eine Streifen Himmel.

In der Ecke der Zelle stand eine Öllampe, die mehr roch als brannte. Tran und Russ, kein gutes Öl. Sie gaben ihm das schlechteste, weil das gute woanders gebraucht wurde. Acht Jahre Logik der Inquisition: Wer ohnehin sterben soll, braucht kein gutes Öl.

Bruno stand auf vom Hocker. Die zwei Schritte zur Pritsche, die zwei Schritte zurück. Er kannte jedes Geräusch dieser Mauer wie andere Männer ihre Frauen kannten. Wo der Stein klang. Wo er schluckte. Wo das Echo umkehrte und einen mit der eigenen Stimme zurückwarf.

Vor sechs Jahren hatte er hier zum ersten Mal gestanden und sich gesagt: Höchstens drei Monate, dann sind sie es leid. Vor vier Jahren hatte er sich gesagt: Höchstens noch ein Jahr. Vor zwei Jahren hatte er aufgehört, sich solche Sätze zu sagen.

Jetzt sagte er sich nur noch: Jeder Tag ist ein Tag.

Bellarmino hatte ihn vor drei Wochen zum letzten Mal sprechen lassen. Bellarmino, dieser klare, ehrliche, höfliche Mann. Bellarmino, der wirklich glaubte, dass er Bruno retten wollte. Das war das Schlimmste an Bellarmino. Dass man ihm nicht boshaft sein konnte. Man konnte nur traurig sein, weil ein guter Mensch einen guten Menschen umbringen würde, und beide hätten recht mit dem, was sie für richtig hielten.

Bruno hatte einmal gehofft, Bellarmino zu überzeugen. Diese Hoffnung war ungefähr im fünften Jahr leise gestorben. Er trauerte ihr nicht nach. Manche Hoffnungen sind nur deshalb laut, weil sie nicht gut sind.

Er hörte ihn, bevor er ihn sah.

Junge Schritte, immer im gleichen Rhythmus. Drei rechts, drei links, ein leises Pause-Atmen vor jeder Tür. Wer so ging, war neu. Wer so ging, war noch nicht müde.

Schlüssel. Schloss. Riegel.

Der junge Soldat trat ein. Vielleicht vierundzwanzig. Knochige Schultern unter einer schlecht sitzenden Uniform. Ein Holztablett in den Händen: Brot, etwas, das vielleicht Suppe sein wollte, ein Krug Wasser. Bruno saß schon wieder auf dem Hocker, als die Tür sich öffnete. Er stand nicht auf.

„Buona sera.“

Der Junge stellte das Tablett auf den schmalen Tisch, der einmal vielleicht Tisch gewesen war.

„Wie heißt du?“

Der Junge sah ihn nicht an. Drehte sich um. War schon halb an der Tür.

„Es ist nur eine Frage“, sagte Bruno und meinte es.

Der Junge zögerte. Eine halbe Sekunde, vielleicht. Dann ging er.

Riegel. Schloss. Schlüssel.

Bruno hörte den Schritten nach, bis sie verschwunden waren, und dann hörte er sich selbst zuhören, und das fand er kurz lustig.

„Du wirst alt, Filippo.“

Das war der Name, den er einmal gehabt hatte, bevor er Giordano wurde. Manchmal, wenn er müde war, kam Filippo zurück. Filippo war der zwölfjährige Junge auf dem Hügel über Neapel gewesen. Filippo hatte keine acht Jahre in einer Zelle gehabt. Filippo wusste nicht, was kommen würde, und das machte ihn noch frei.

Bruno aß die Suppe. Nicht weil sie gut war. Weil sie warm war.

Der Streifen Himmel hatte sich verändert, seit er sich an den Tisch gesetzt hatte. Drei Sterne jetzt. Zwei davon hell. Einer schüchtern, einer, der noch nicht wusste, ob er bleiben wollte.

Bruno legte den Löffel ab.

Vor langer, langer Zeit war er einmal zwölf gewesen, auf einem Hügel über Neapel, mit dünnen Beinen und Schafskäse im Mund. Neben ihm ein alter Fischer, dessen Hände nach Salz und Tabak gerochen hatten. Über ihnen genau dieser Himmel. Damals war ihm zum ersten Mal in seinem Leben aufgegangen, dass das, was er da oben sah, nicht „über“ ihm war. Es war einfach. Es war.

Er hatte das nie wieder vergessen können. Auch nicht in acht Jahren Mauer.

Sie konnten ihn auf einen Marktplatz führen und ihm Holz unter die Füße legen. Sie konnten ihm die Zunge fesseln. Sie konnten ihm auch das noch nehmen, was bisher kein Mensch jemandem hatte nehmen können. Sie konnten es versuchen.

Aber den Himmel über Neapel hatten sie ihm vor vierzig Jahren nicht weggenommen. Und sie würden ihn ihm jetzt auch nicht wegnehmen.

Irgendwo in der Stadt schlug eine Glocke die elfte Stunde. Bruno zählte mit. Bei der zehnten dachte er kurz an seine Schwester in Nola, die er seit über zwanzig Jahren nicht gesehen hatte und von der er nicht wusste, ob sie noch lebte. Bei der elften war er wieder hier.

Bruno stand auf. Trat ans Fenster.

Eine Wolke zog durch den Streifen. Langsam, ohne Eile. Sie nahm zwei der drei Sterne mit. Ließ den schüchternen.

Bruno lachte leise.

„Heute der hier“, sagte er zu dem Stern, „morgen ein anderer.“

Dann zog die Wolke weiter. Die zwei Sterne kamen zurück, als wären sie nie weg gewesen, und der schüchterne hatte währenddessen Mut gefasst und brannte jetzt klar.

Bruno blieb stehen, bis die Suppe kalt war.

Vierzig Tage, dachte er.

Vierzig Tage sind kein Leben. Aber sie sind genug, um nicht zu sterben, bevor man gestorben

Kapitel 2 - *Millionen Galaxien*

Der Hörsaal war zu groß für siebzehn Studenten.

Martin Seidel stand am Pult und wartete, bis der letzte einen Platz gefunden hatte. Es war Mittwoch, halb zehn, Vorlesung Kosmologie für Lehramt. Die Plätze in den hinteren Reihen waren leer. Die Plätze in den vorderen Reihen auch. Sie saßen alle in der Mitte, zerstreut wie Münzen, die jemand fallen gelassen hatte.

Er hatte sich angewöhnt, das nicht persönlich zu nehmen. Wenn man fünfzehn Jahre Astrophysik unterrichtet, lernt man, dass die Größe des Saals nicht die Größe des Themas ist.

„Wir reden heute über Galaxien.“

Ein Räuspern. Eine Studentin in der dritten Reihe öffnete den Laptop. Die anderen sechzehn Gesichter sahen ihn an wie Gesichter, die schon gesehen worden waren. Höflich, aber nicht hier. Nicht ganz.

„Wir wissen, dass es etwa zwei Billionen Galaxien gibt im beobachtbaren Universum.“

Er klickte. An die Wand, hinter sich, kam das Hubble-Ultra-Deep-Field. Dieses berühmte Bild, das jeder schon einmal gesehen hat. Ein dunkles Quadrat Himmel, in dem zehntausend Galaxien leuchten, von denen jede einzelne mehrere hundert Milliarden Sonnen enthält.

„Das hier“, sagte Martin, „ist ein Ausschnitt am Himmel, der aus eurer Perspektive ungefähr so groß ist wie der Punkt am Ende eines Satzes, wenn ihr das Buch eine Armlänge weghaltet. So klein. Und in diesem winzigen Punkt sind zehntausend Galaxien.“

Niemand sagte etwas.

Vor zehn Jahren hätte das einen Raum geöffnet. Vor fünf Jahren noch ein leises Pfeifen. Heute saßen sie da und nickten freundlich und warteten darauf, dass die Folie weiterging, weil im Kalender stand, dass die Vorlesung in fünfundsiebzig Minuten zu Ende sein würde, und dann hatten sie Mittagspause.

„Stellt euch das mal kurz vor“, sagte Martin. Er versuchte, etwas in seiner Stimme zu finden, das früher von alleine da gewesen war. Es war nicht da.

Das Mädchen in der dritten Reihe tippte. Vermutlich nicht mit.

Martin redete weiter. Strukturbildung im frühen Universum. Filamente. Halos aus dunkler Materie. Dass die Galaxien nicht zufällig verteilt sind, sondern entlang von Fäden hängen wie Tau auf einem Spinnennetz. Dass die größten Strukturen, die der Mensch kennt, vom Mensch nicht mehr gesehen werden können, weil sie zu groß sind, um in einen Blick zu passen.

Während er sprach, dachte er etwas, das er sich seit Wochen nicht hatte denken wollen.

Ich glaube nichts mehr von dem, was ich hier sage.

Es war kein dramatischer Gedanke. Es war ein leiser. Es war der Gedanke eines Mannes, der an einem Esstisch sitzt und merkt, dass er das Essen vor sich seit zehn Minuten nicht mehr schmeckt.

Es war nicht so, dass er die Zahlen anzweifelte. Die Zahlen waren richtig. Zwei Billionen Galaxien stimmten. Filamente stimmten. Dunkle Materie war ein guter Platzhalter für etwas, das sie noch nicht verstanden, und es würde irgendwann ersetzt werden durch etwas Genaueres. So lief Wissenschaft. Das war alles in Ordnung.

Was nicht mehr in Ordnung war, war, dass diese Zahlen aufgehört hatten, ihn zu berühren.

Mit zwölf hatte er einen Sternenkatalog gehabt. Ein blaues Buch, das er von seinem Onkel Werner bekommen hatte, an einem Nachmittag im August, an dem der Wind durch das offene Küchenfenster gekommen war und die Seiten umgeblättert hatte. Onkel Werner hatte ihm gesagt: „Das hier sind die Adressen der Sterne, Martin. Wer das liest, kann sie finden, auch wenn er nicht weiß, wo er ist.“

Damals hatte er gedacht, das sei das Schönste, was er je gehört hatte.

„Professor.“

Martin zuckte zusammen. Er war stehengeblieben, mitten im Satz. Die Studentin in der dritten Reihe hatte den Kopf gehoben.

„Tut mir leid“, sagte er. „Wo war ich.“

„Bei den Filamenten.“

„Ja.“

Er fand den Faden wieder. Er fand ihn schnell. Er hatte ihn schon hundertmal gefunden in seinem Leben. Er erklärte das große kosmische Netz, zeigte die Simulationen, ließ die Studentin in der dritten Reihe einmal lachen, indem er einen Witz machte, den er seit zwölf Jahren machte und der bei jedem zehnten Jahrgang noch funktionierte.

Aber innerlich hatte sich etwas verschoben.

Er sah auf die siebzehn Köpfe und dachte: *Ich erkläre euch ein Universum, in das ich selbst nicht mehr hineinschaue. Ihr glaubt mir, weil ich vorne stehe. Und ich bin der einzige Lügner im Raum, der das weiß.*

Es war keine bewusste Lüge. Er log nicht. Er las einen Text vor, den er auswendig konnte. Aber zwischen ihm und dem Text war eine Schicht aus Glas geworden. Er konnte den Text sehen. Er konnte ihn nicht mehr berühren. Und das, was er nicht mehr berührte, berührte auch niemanden mehr im Raum.

Drei Reihen weiter hinten lehnte sich ein junger Mann zurück und schloss kurz die Augen. Nicht aus Müdigkeit. Aus Höflichkeit. Damit der Professor nicht merkte, dass er gleich wegnicken würde.

Martin merkte es trotzdem.

In der Pause fünfundvierzig Minuten später ging Martin nicht in die Cafeteria. Er ging über den Innenhof zur Bibliothek, weil er den Geruch nach Mensa-Suppe an diesem Tag nicht ertrug. Der Himmel über München war flach. So ein Himmel, an dem du nicht weißt, ob die Wolken oder die Stadt darunter grauer ist.

Im Innenhof saß auf einer Bank ein älterer Mann, vielleicht achtzig, der in einer Plastiktüte herumkramte und ein Stück Brot herausholte. Er aß langsam, so wie Menschen essen, die viel Zeit haben. Martin ging an ihm vorbei. Drei Schritte später hörte er den Mann sprechen.

„Wo schaust du hin, Junge?“

Martin blieb stehen. Drehte sich um. Der Alte hatte ihn nicht angesehen. Er hatte zum Brot geredet.

„Wie bitte?“

Der Alte sah hoch. Wässrige blaue Augen, eine Schiebermütze, die er vermutlich schon trug, als Martin geboren wurde.

„Ich frag dich, wo du hinschaust. Du läufst hier seit fünf Minuten herum und schaust nirgendwohin. Ich beobachte das.“

Martin lachte. Es war ein kurzes, überraschtes Lachen. Genau das, was passiert, wenn jemand etwas sagt, gegen das man keinen Schutz hat.

„Pause“, sagte Martin.

„Pause“, wiederholte der Alte. Er klang dabei nicht spöttisch. Er klang nachdenklich. „Pause heißt nicht weniger schauen. Pause heißt nur was anderes schauen.“

Martin nickte höflich und ging weiter.

Drei Schritte später blieb er noch einmal stehen.

Er drehte sich nicht um. Er blieb einfach stehen und schaute den grauen Himmel an, der über dem Universitätsgebäude hing wie eine alte Decke. Und zum ersten Mal seit Wochen hatte er dabei einen Gedanken, der nicht aus seinem Kopf kam, sondern aus etwas anderem.

Das hier sind auch zwei Billionen Galaxien.

Es war ein dummer Gedanke. Wissenschaftlich nicht haltbar. Über München lagen tagsüber keine zwei Billionen Galaxien, sondern Wolken, Smog und ein paar Vögel.

Aber es war der erste Gedanke seit Wochen, bei dem etwas in ihm aufmerksam wurde.

Der alte Mann auf der Bank war fertig mit seinem Brot. Er packte die Plastiktüte zusammen, stand auf, klopfte sich Krümel von der Hose und ging davon, ohne sich noch einmal umzudrehen. Auf der Bank blieb der Eindruck, dass dort jemand gegessen hatte.

Martin ging in die Bibliothek.

Er wollte eigentlich nichts. Er wollte nur eine Wand zwischen sich und der Welt. In den letzten Wochen war ihm das Gehen über belebte Plätze schwergefallen. Es war, als hätte jemand die Lautstärke aller Stimmen um ihn herum erhöht und gleichzeitig den Ton seines eigenen Inneren leiser gestellt.

Im Eingangsbereich der Bibliothek standen die kleinen Wagen mit Büchern, die andere Studenten am Vortag zurückgegeben hatten. Niemand kümmert sich normalerweise um diese Wagen. Sie standen da, halbsortiert, vor dem Rückgabeschalter, und eine studentische Hilfskraft schob sie irgendwann zurück ins Magazin.

Martin schaute aus alter Gewohnheit in den oberen Wagen. Wenn man oft in Bibliotheken war, wurde das so eine Bewegung, wie andere Menschen in den Briefkasten gucken.

Auf dem Stapel lag ein dünnes Buch, gelbliches Papier, Buchrücken zerbrochen. Niemand hatte es richtig hingelegt. Es lag schief, aufgeschlagen mit dem Rücken nach oben, wie ein Schmetterling, der einmal gelandet war und vergessen hatte, die Flügel zu schließen.

Martin hob es hoch. Er machte das aus Reflex, weil er Bücher nicht so liegen sehen konnte.

Auf dem Umschlag, in einer Schrift, die mindestens dreißig Jahre alt war, stand:

Giordano Bruno. Mensch und Mythos.

Martin kannte den Namen, so wie jeder Physiker den Namen kannte. Bruno, der ein paar Jahrzehnte vor Galilei behauptet hatte, dass die Welt unendlich sei und voller Sonnen wie unsere. Bruno, der dafür auf einem römischen Marktplatz verbrannt worden war. Eine Fußnote in jedem Astronomielehrbuch. Ein Mann, dessen Tod öfter zitiert wurde als sein Denken.

Er wollte das Buch zurücklegen. Er hatte keine Zeit. Er hatte um zwei eine Sitzung mit dem Dekan, und er hatte vorher noch nicht zu Mittag gegessen.

Aber das Buch fiel auf, als er es aufschlug. Es schlug sich selbst auf, an einer Stelle, an der jemand mit Bleistift einen senkrechten Strich an den Rand gemacht hatte. Daneben stand mit Bleistift ein einzelnes Wort: „Ja.“

Martin las den unterstrichenen Satz.

„Bruno hat nicht gelehrt, dass das Göttliche im Himmel sei. Er hat gelehrt, dass das Göttliche dort sei, wo du gerade hinschaust.“

Martin las den Satz noch einmal.

Dann ein drittes Mal.

Im Hintergrund summten die Lüftungsgeräte der Bibliothek. Eine junge Frau zog ihren Stuhl heraus. Jemand hustete. Draußen fuhr eine Tram. Diese kleinen Geräusche, aus denen ein normaler Tag besteht.

Martin spürte, wie sein Atem flacher wurde. Nicht aus Aufregung. Aus Aufmerksamkeit. So, wie der Atem flach wird, wenn man im Wald geht und plötzlich merkt, dass man nicht mehr alleine ist.

Er klemmte sich das Buch unter den Arm und ging zum Schalter. Die Bibliothekarin war damit beschäftigt, einen Berg Rückgaben zu sortieren. Sie sah ihn kurz an, scannte den Code, schob ihm das Buch zurück.

„Drei Wochen“, sagte sie.

„Drei Wochen“, wiederholte Martin.

Auf dem Weg nach draußen, vor der Glastür, die sich automatisch öffnete, hielt er kurz an. Er drehte das Buch in der Hand. Auf der Rückseite, in winziger Schrift, stand der Name eines Verlags, den es vermutlich nicht mehr gab. Erscheinungsjahr 1991. Der Name des Autors stand darüber. Ein Name, den Martin nicht kannte.

Er steckte das Buch in seine Tasche.

Im Weitergehen, durch den Innenhof zurück, fragte er sich, wann er das letzte Mal ein Buch gelesen hatte, von dem er nicht im Voraus wusste, was es ihm sagen würde.

Die Antwort fiel ihm nicht ein.

Vor fast genau dreißig Jahren, dachte er. In einer Küche in Münster, mit dem Wind durch das Fenster, neben einem alten Mann, der ihm gerade gesagt hatte, dass die Sterne Adressen hätten.

Er lachte leise im Gehen. Es war kein helles Lachen. Es war das Lachen eines Mannes, der gemerkt hatte, dass er irgendwo abgebogen war und es nicht bemerkt hatte.

Hinter ihm, auf der leeren Bank im Innenhof, blieb für einen Moment der schwache Eindruck, dass dort gerade jemand gesessen hatte, der ihn etwas gefragt hatte.

Vor ihm lag der Nachmittag. Sitzung mit dem Dekan. Mails. Das Übliche.

In seiner Tasche das Buch.

Drei Wochen, dachte Martin. Mal sehen, ob ich es brauche.

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann erfahre wie es weitergeht. Hol dir jetzt das vollständige Buch.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link, um direkt zur Buchseite zu gelangen:



<https://www.amazon.de/dp/B0GYRH2JLT>

Wie geht es weiter?

Weitere inspirierende Bücher und Leseproben findest du auf
<https://innerearchitektur.com>

